Bibliophiles aus aller Welt.

Dadaismus im Buchdruck.

Daß die Typen beim Buchdruck regelmäßig und einförmig in Reih und Glied stehen, ist eine Erscheinung, die zwar seit Gutenbergs Tagen nun schon ein paar hundert Jahre als selbstverständlich hingenommen wird, die aber den modernsten Buchkünstlern nicht mehr behagt. Adolf Behne macht in den „Sozialistischen Monatsheften" auf die jüngste Veröffentlichung des italienischen Futuristen Marinetti aufmerksam, in der dieser eine „Revolution der Typographie" ankündigt. „Ich unternehme eine Revolutionierung der Typographie," schreibt er, „die in der Hauptsache gerichtet ist gegen die idiotische und zum Brechen reizende Art des Buches mit dem Luxus des freien Papiers, dem Stil des 16. Jahrhunderts, dem Schmuck von Zierleisten usw. Meine Revolution ist gegen alles gerichtet, was man typographische Harmonie der Seite nennt, die nur Feind des Hin und Wider des Stils ist, der sich auf der Seite lebendig entfaltet. Wir werden auf einer und derselben Seite drei oder vier Farben und 20 verschiedene Typen verwenden, wenn es nottut. Wir gewinnen uns heute aus dem Chaos der immer neuen Eindrücke eine neue Schönheit, die ich leuchtende Klarheit der Geometrie und der Mechanik nenne." Marinetti macht sich, wie Behne sagt, „die Möglichkeiten der Setzmaschine mit großem Geschick zu eigen, und er kommt, sie wirklich in ihrem ganzen Umfang ergreifend (Schrägstellung, Gegenrichtung der Zeilen, Typen- und Farbenwechsel usw.), zu typographischen Wirkungen von prächtiger Lebendigkeit. Wie wenige ahnen bei uns, welches wundervolle künstlerische Werkzeug in ihrer präzisen Artikulationsfähigkeit die Technik des Druckes zu sein vermag". Marinetti hat nun endgültig mit der „langweiligen Korrektheit eines Parademarsches der Typen" gebrochen und die Mittel gefunden, den Satz und den ganzen Druck dem Inhalt des Gedruckten anzupassen. Die Erzählung eines Kampfes wird ganz

anders gedruckt wie die einer Liebesgeschichte, und so wird das Satzbild bereits zu einem Ausdruck der Sache, die hier gedruckt ist.
So urteilt Adolf Behne. Hoffentlich bleiben wir von dem vorgeschlagenen Zeug verschont. Mit den Proben seines Buchdrucks, die uns das dadaistische Lachkabinett in seinen Büchern, Flugblättern und Plakaten zum besten gegeben hat, hätten wir gerade genug. (D. Hrsg.)

Wer hat den Buchdruck erfunden?

Der bekannte Forscher auf dem Gebiete des Frühdrucks Prof. Gottfried Zedler hat in zwanzigjähriger Arbeit den jahrhundertelangen Streit, ob der Holländer Laurens Janszoon Coster oder Johann Gutenberg den Buchdruck erfunden hat, zu klären gesucht. Die bisherige Forschung über die Erfindung des Buchdrucks hatte den Standpunkt erreicht, daß dem deutschen Meister Gutenberg das alleinige Verdienst dieser großartigen, wichtigsten Erfindung zukomme. Dieser Auffassung tritt nun Zedler in seinem Werke entgegen. Die eingehende Untersuchung der Buchstabenbilder lehrt, daß die holländischen Frühtypen in einem viel primitiveren Verfahren gegossen worden sind als die frühen Mainzer Drucklettern. Dem Verfasser gelingt es mittels einer genauen Analyse sämtlicher frühholländischen Typen, ihre zeitliche Aufeinanderfolge festzustellen und den Beweis zu liefern, daß nichts im Wege steht, um der Nachricht der Kölner Chronik Glauben zu schenken, nach der die Gutenbergsche Erfindung ihren Ausgang von den holländischen Donaten (lateinischen Grammatiken des Mittelalters) genommen hat. Die holländische Erfindung war die Erfindung eines noch sehr umständlichen, kostspieligen und deshalb auch sehr beschränkten Letterngusses, der sich nur für den Druck von Büchern geringeren Umfanges in hoher Auflage eignete. Dieser Frühdruck hat seine Stätte in Haarlem, und sein Urheber ist Coster. Gutenberg hat das von jenem zuerst gelöste Problem des Letterngusses aufgegriffen und dann in jahrzehntelangem Ringen durch die Einführung der Metallmatrize in den Letternguß und vor allem durch die Erfindung des Handgießinstruments in vollkommener Weise gelöst und dadurch erst den Buchdruck als solchen möglich gemacht. Die Anerkennung des Verdienstes Costers, der Gutenbergs Genie die Richtlinien gegeben

hat, um sich entfalten zu können, tut dem unvergänglichen Verdienst des deutschen Meisters keinen Abbruch. Neben Gutenberg darf auch Coster nicht vergessen werden.

Antiquar Edmund Meyer.

Über diesen im Vorjahr verstorbenen Berliner Antiquar, ein Prachtexemplar von einem Original, findet man in den Tageszeitungen noch manche Beweise seiner Originalität mitgeteilt. So liest man z. B. in einer Hallischen Zeitung: Wenn man in Berlin von Meyer sprach, so war in 90 Fällen von 100 der Buchhändler Edmund Meyer in der Potsdamer Straße gemeint. Jeder Bibliophile in der Provinz kannte ihn (auch manche Wiener, die ihm auf Bibliophilen-Tagungen oder in seinem Berliner Laden begegneten), den Urberliner, der stets in unverfälschtem Berliner Dialekt sprach, den gewiegten Geschäftsmann, den ewigen Junggesellen, der sich erst mit seinem 50. Lebensjahre ins Ehejoch zwingen ließ, das er aber sehr humorvoll ertrug. Besonders beliebt waren bei ihm Krachszenen mit Kunden im Laden. Aus einer Mücke ward gleich ein Elefant. Wie haben Sie das gemeint! Sofort revozieren Sie! Aber selbst dann kriegen Sie dieses kostbare Buch nicht! Es ist überhaupt nicht verkäuflich! Oder höchstens mit 20% Versöhnungsaufschlag! Trinken wir heute abends ein Glas Bier zusammen! — Er sammelte mit Leidenschaft alte Kinderbücher und Berolinensien. In den Revolutionstagen war sein Schaufenster sogleich mit den seltensten Plakaten und politischen Karikaturen aus dem Jahre 1848 geschmückt. In Edmund Meyer hat die Reichshauptstadt einen allgemein beliebten Mann verloren, von dem sich noch lange Dutzende von ulkigen Anekdoten erhalten werden. Von seinem beneidenswerten Humor, der selbst in trüben Zeiten nicht versagte, wird dem Bbl. f. d. d. B. eine Probe mitgeteilt: Im Frühjahr 1921 antwortete er auf die Mahnung eines Verlegers mit folgenden Versen:

„In allen Läden ist Ruh.
Von einem Kunden spürest du
Kaum einen Hauch.
Alles im Lande ist pleite;

Warte nur, balde
Bist du's auch!
Ist erst heraus mein Katalog,
Des Nutzen mich noch selten trog,
Dann kriegt sein Geld ein jeder Gauch,
Du auch!"

Einen schönen Nachruf am offenen Grabe widmete ihm dessen Jugendfreund und Berufskollege, unser bibliophil-gelehrter Martin Breslauer.

Lessing für die deutsche Druckschrift.

„Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unseren Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben. Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären als die Rundungen ... Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprachen anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens dem Latein sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter."

Lessing in den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" v. Mylius anläßlich der Besprechung von Gellerts „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen".

Die Wohnungskrise und die Krise der antiquarischen Bücher.

Man begreift nicht sofort, in welchem logischen Zusammenhang diese beiden Krisen stehen können. Die Wohnungsnot und die Engigkeit der Wohnungen namentlich in den Städten müßten eigentlich eine beträchtliche Anhäufung der antiquarischen Bücher auf den Märkten, wo diese Ware gehandelt wird, zur Folge haben, denn jeder wird doch, sollte man denken, möglichst rasch sich der Bücher entledigen, die er nicht unumgänglich notwendig braucht, um Platz für Neuerscheinungen zu schaffen, an denen es niemals fehlt, oder aus Gründen häuslicher

Sparsamkeit. Aber nach dem „Giornale della Libreria" ist das Gegenteil der Fall. Der Handel mit antiquarischen Büchern geht flau, weil letztere selten geworden sind. Er hatte die beste seiner Hilfsquellen in den — Umzügen, die vor dem Kriege bedeutend häufiger waren als gegenwärtig, denn damals wechselte man die Wohnung, um zu mehr Bequemlichkeit zu gelangen, um seine Verhältnisse zu verbessern, oder aus finanziellen Gründen, oder auch aus reiner Laune, und der Althändler, der als Retter der Situation gerufen wurde, hatte bei solchen Gelegenheiten meist eine gute Ernte. Gar oft fanden sich unter dem alten Kram, den der Zufall zum Zwecke der Ausscheidung zusammenwarf, seltene, ja kostbare Bücher. Das hat infolge der den Mietern auferlegten, mehr oder weniger großen Unbeweglichkeit fast ganz aufgehört.

Bücher nach Maß.

Im „Teutschen Merkur" von 1780 findet sich ein Histörchen, das man heute als „aktuell und neu" zu erzählen pflegt: „Ein gewisser General-Pachter namens Bourvalais hatte sich in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartment de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. Einen Büchersaal? sagte Herr Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeister, ein Büchersaal ist eine ebenso nothwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeykommen. Meß' er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte Herr v. Bourvalais, und bestell' er mir soviel Ellen Bücher als er nötig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neusten Mode eingebunden seyen! Versteht er mich? — Der Tapezierer nahm sein Maß, gieng zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und soviel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem ers zu tun hatte; und weil er eben

mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche (la Semaine sainte genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war, so lieferte er dem Tapezierer unter anderen auch ein paar Schock Ellen Semaines santes ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts angelegeneres hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer hinsah, so waren die Octav-Bücher mit lauter Heiligen Wochen angefüllt."

Bücher, die uns nicht erreichten...

Gewaltige Geistesschätze sind im Laufe der Jahrtausende verlorengegangen. Aus der unübersehbaren Menge der verschollenen Bücher greift Dr. F. A. Hünich in einem Aufsatz der „Leipziger Illustrierten Zeitung" die wichtigsten Verluste heraus. Von vielen dieser „Bücher, die uns nicht erreichten", kennen wir nicht einmal die Titel, obgleich ihr Vorhandensein durch andere Tatsachen beglaubigt ist. Von des Aischylos etwa 70, nach anderen 90 Dramen sind uns vollständig nur 7 erhalten; die Zahl der von Sophokles verfaßten Dramen wird auf rund 120 beziffert, von denen über 100 durch Titel und Bruchstücke, aber ebenfalls nur 7 ganz überliefert sind; dem Euripides werden 92 Dramen zugeschrieben, doch außer Fragmenten sind nur 17 Tragödien und ein Satyrspiel der Nachwelt gerettet. Auch die griechische Lyrik ist auf große Strecken nur aus Andeutungen zu erschließen, und unsere Vorstellung von einem Alkaios oder einer Sappho können wir uns nur aus geringen Trümmern mühsam aufbauen. Fragen wir nach den Umständen, denen der Verlust des größten Teils dieser unersetzlichen Reichtümer zuzuschreiben ist, so geben die großen Brände, von denen der Mittelpunkt der antiken Gelehrsamkeit, Alexandria, immer wieder heimgesucht wurde, die tragische Antwort. Besaßen doch die beiden Bibliotheken des alexandrinischen Museums zusammen 700.000 Schriftrollen, als Cäsar 47 v. Chr. die Stadt belagerte; bei der Eroberung ging die größere Bibliothek mit 400.000 Rollen in Flammen auf. Im Jahre 390 n. Chr. ließ der unduldsame Patriarch Theophilos die Bibliothek im Serapeion verbrennen, und 672 wurde von dem Feld-

herrn des Kalifen Omar mit der Stadt Alexandria auch die Bibliothek völlig zerstört. Nicht einmal die Kataloge dieser beispiellosen Aufspeicherung von Schriftwerken sind uns verblieben; dagegen besitzen wir für die arabische Literatur ein Verzeichnis ihres gesamten Bestandes bis ins 10. Jahrhundert in dem Fihrist, dem Index des Muhammed ibn Ishaq. In diesem Falle können wir wenigstens feststellen, welche Literaturschätze verlorengegangen sind. Erst durch die Kunst des Buchdrucks, die von jedem Schriftwerk die Erhaltung vieler Exemplare ermöglichte, ist dem Verschwinden von Literaturwerken Einhalt geboten worden. Aber solange die Schöpfungen Handschrift bleiben, ist es noch immer möglich, daß sie uns nicht erreichen, und es gibt selbst Druckwerke, die für immer verschollen sind.

Gar mancher Dichter hat selbst Hand an seine Manuskripte gelegt. Die Handschrift des Urfaust überantwortete Goethe dem Feuer, und nur durch einen glücklichen Zufall ist eine Abschrift auf uns gekommen. Lessings „Faust" geriet im Jahre 1776 mit einer Kiste, in der sich auch gelehrte Ausarbeitungen befanden, in Verlust. Ein zweibändiger Roman Heinrich v. Kleists ist auf unerklärte Weise wohl für immer verlorengegangen. Der größte Teil der Niederschrift von Heines „Rabbi von Bacharach", den er selbst als sein uneigennützigstes, aber auch gediegenstes Werk bezeichnet, fiel einem Brande im Hause seiner Mutter zum Opfer. Georg Büchners Drama „Pietro Aretino", das schon vollendet vorgelegen haben muß, ist nicht aufzufinden gewesen, und so ließe sich der Katalog der Bücher, von denen wir zumeist nicht viel mehr als die Titel kennen, bis zur Gegenwart fortsetzen, in der der handschriftliche Nachlaß Peter Hilles bereits von der Legende umsponnen ist.

Autographen-Fälschungen.

Sehr geschickte Nachahmungen von Handschriften berühmter Männer haben verschiedentlich großes Aufsehen hervorgerufen, wie z. B. die Fälschungen von Briefen Salomos oder der Königin Kleopatra und von zahlreichen Handschriften Luthers usw. Auch heute ist der Autographensammler durchaus nicht vor täuschenden Fälschungen geschützt. Es ist deshalb lehrreich, was Dr. H. Brendicke in der bei Oerthel & Co. in Berlin-Friedenau erscheinenden „Autographen-Rundschau"

über solche neuesten Fälschungen mitteilt. Vor allem muß man Briefen Friedrichs des Großen mit besonderer Vorsicht begegnen, denn eine ganze Anzahl von Schreiben des großen Königs sind nicht von ihm gezeichnet, sondern sein Sekretär hat in seinem Auftrage das „Frd" oder „Friedrich" daruntergesetzt. Es kann einem also ein echter Brief des „alten Fritz" angeboten werden, der doch nicht seine Handschrift enthält. Besonders häufig rührt die Unterschrift nicht von der Hand Friedrichs des Großen her bei Briefen, die aus den Feldzügen stammen, oder bei Befehlen, die im selben Wortlaut an mehrere gleichzeitig gingen. Manchmal läßt sich die Fälschung durch irgendeine Kleinigkeit feststellen. So wurde ein Befehl mit angeblich eigenhändiger Unterschrift König Friedrich Wilhelms III. zum Verkauf angeboten, ohne daß irgendwelche Merkmale der Unechtheit erkenntlich waren. Die Handschrift des Königs befand sich aber auf einem sauber lithographierten Schriftstück, und da Senefelder, der Erfinder des Steindrucks, dieses Verfahren noch nicht auf amtliche Schriftstücke anwandte, sondern die Lithographie erst nach 1820 in die Staatskanzleien eingeführt wurde, muß die vom 19. Jänner 1808 dadierte Unterschrift des Königs also falsch sein. Ein Schiller-Autogramm, das sich in Stammbuchformat auf altem geripptem Wasserzeichenpapier befand und einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, wurde doch vom „Schwäbischen Schiller-Verein" als Fälschung erkannt. Es ließ sich nachweisen, daß es sich um eine der zahlreichen Fälschungen des weimarischen Architekten von Gerstenbergk handelte, der 1856 wegen seiner Nachahmung Schillerscher Handschriften zu zwei Jahren Strafarbeitshaus verurteilt wurde.